

## Ein Jahr, zwei Bilanzen

Es war der Beginn der großen Krise der katholischen Kirche: Vor einem Jahr, am 20. Januar 2010, schrieb Pater Klaus Mertes, Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, einen Brief an 600 ehemalige Schüler. Er ermutigte sie, Fälle von sexuellem Missbrauch an ihrer Schule zu melden. Zuvor hatten sich mehrere Opfer an ihn gewandt. Mertes' Brief gelangte in die Medien, seither erschüt-

tert die Missbrauchsdebatte Öffentlichkeit und Kirche gleichermaßen. Ein Jahr später ziehen die beiden Seiten in Christ & Welt Bilanz: für den Orden der Jesuiten in Deutschland ihr Oberhaupt, Pater Provinzial Stefan Kiechle. Für die Opfer der Sprecher der Betroffenen-Initiative „Eckiger Tisch“, Matthias Katsch, der in den 1970er-Jahren selbst Schüler des Canisius-Kollegs war. Die Täter waren Charismatiker, die „Heimlichkeitsburgen und Schweigekartelle“ aufbauten, schreibt Pater Kiechle.

Vor 1968 halfen ihnen autoritäre Strukturen, die damals üblich Verdrängung der Sexualität und falsche Ehrfurcht vor der Institution, danach der „Deckmantel einer modernisierten Pädagogik, gemeinsames Nacktduschen war nun liberale Pflicht“. Erklärungen reichen nicht aus, hält Matthias Katsch dagegen, zu einer angemessenen Entschädigung für die Opfer konnte sich die Kirche bis heute nicht durchringen. Ein Jahr – zwei Bilanzen? Die Aufarbeitung hat gerade erst begonnen.

# Wir Sündenböcke: Warum euer Zorn uns zu Recht trifft

**SCHULDBEKENTNIS** Ein Jahr nach Bekanntwerden des Missbrauchsskandals zeigen zu viele in der Kirche noch mit dem Finger auf andere. Notwendig wäre eine Theologie der Sühne

Von Stefan Kiechle SJ

Jesuiten, die Kinder und Jugendliche missbrauchten, waren oft Männer mit charismatischer Persönlichkeit, die sich schnell das Vertrauen der Kinder erwarben und dann diese eng an sich banden. Um ihr Wirken herum bauten sie eine Art abgeschottete Burg, in deren Mauern niemand mehr Einblick bekam, auch nicht die Kollegen und nicht die Vorgesetzten. In der Burg geschah Heimliches – manches Kind fühlte sich durch das besondere Vertrauensverhältnis geehrt. Durch die charismatische Überhöhung des „Burgherrn“ wurde verhindert, dass sich Kinder auflehnten. Seine Truppen, die er perfekt aufgebaut hatte, verbreiteten Angst davor, etwas von dem Dunkel der Burg zu erzählen – die Konsequenzen erschienen dem Kind grauenhaft. Oft suchten sich Täter Kinder in schwierigen Lebenssituationen aus, während sie selbst hinter der charismatischen Fassade schwache Persönlichkeiten und im Orden oder in der Kirche Außenseiter waren. Oft wurden sie zu selten versetzt, sodass die den Missbrauch fördernden Machtstrukturen sich über Jahrzehnte verfestigten.

Hinzu kam der Geist der Nachkriegszeit: In Ordenshäusern lebten Ordensleute in einer geordneten und recht autoritär geleiteten Welt. Der Alltag war stark und oft kleinlich reguliert, der modernen Welt war man skeptisch oder sogar feindlich gesinnt und schottete sich von ihr ab, man war zum Einzelkämpfer erzogen und durfte keine persönliche Freundschaft pflegen, die Institution war heilig und nicht zu kritisieren. Viele litten in dieser Lebensform, fühlten sich einsam und unfrei, was zu Ansätzen von Doppelleben führte: Heimlich brach man aus der Enge aus, gönnte sich Freiräume, aber so, dass die Ordensoberen nichts merkten. Mancherorts blühte die Scheinheiligkeit, Sexualität war tabuisiert und oft verdrängt. Prügel wurden überall als normales pädagogisches Mittel angesehen. Zur Erziehungstätigkeit gab es über die unterrichtsfachliche Kompetenz hinaus kaum Ausbildung, keine psychologische Reflexion der Arbeit, keine Supervision, keine Kontrolle. Bei allen Stärken dieser Epoche waren diese Verhältnisse auch begünstigende Faktoren für sexualisierte Gewalt und für eine Kultur des Wegschauens.

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) und der 68er-Bewegung änderte sich vieles: Im Jesuitenorden und darüber hinaus warf man den starren Regelapparat über Bord – oft ersatzlos. Der erziehende Priester war bisweilen mehr Freund als Autoritätsperson, Rollen und professionelle Distanz wurden dann wenig beachtet. Die Folge war, dass unter dem Deckmantel einer modernisierten Pädagogik – gemeinsames Nacktduschen war nun liberale „Pflicht“ – der Lebens- und Arbeitsstil noch individualisierter war, die Kommunikation unter Kollegen noch mangelhafter, die üblichen Kontrollmechanismen noch unwirksamer und damit der Nährboden für „Burgenbau“, für Machtmissbrauch, für sexuelle Gewalt und für Wegschauens besser bereitet.

Eigentlich sollte ja die klassische, von vielen als eng abgelehnte Sexualmoral der Kirche eine gute Prävention gegen

Missbrauch sein. Aber dieser moralische Anspruch führte auch dazu, dass Sexualität extrem schambesetzt und tabuisiert war. Wer keine Sprache hat, um über Erfahrungen zu sprechen, wird weder zu hören noch reden – das gilt für Pädagogen und, mehr noch, für Kinder und Jugendliche. Und das viel beschworene „Wegschauens“ der Verantwortlichen? Mir sagte ein Jesuit, der in der fraglichen Zeit in verantwortlichen Positionen war, man habe solche Untaten „schlichtweg für nicht möglich“ gehalten; was unvorstellbar ist, wird undenkbar und unnenntbar – nur ein kleiner Schritt fehlt zum Verschweigen und Vertuschen des erahnten Grauens; und wie die Amtsträger, so auch andere Vertrauenspersonen der Kinder: Lehrer, Erzieher, Eltern.

### Niemand hörte den Schrei

Hinzu kam eine weitverbreitete Unkenntnis der menschlichen Psyche: Die Vorgesetzten meinten, dass ein Täter, der gerade „eine Therapie macht“ oder „in Therapie geschickt“ war, damit sogleich unschädlich sei und weiter – sein „Charisma“ galt es ja zu nützen – mit Kindern arbeiten dürfe. Außerdem wusste man, auch in Fachkreisen, nichts über die psychischen Folgen des Missbrauchs im Kind – oder wollte man es nicht wissen? Zu den bedrückendsten Erfahrungen dieses Jahres 2010 gehört die Erkenntnis, dass niemand auf die Idee gekommen war, sich um die Opfer zu kümmern oder auch nur ihren Schrei zu hören und sie nach ihrem Leid zu befragen.

Nun bezugt die Kirche ja Gott. Und sie wird an einem besonderen moralischen Anspruch gemessen – den sie zuvörderst selbst an sich stellt und auch öffentlich verkündet. Wenn ein Priester – Repräsentant der Kirche und Gottes – ein Kind missbraucht und es damit schwer seelisch verletzt, zerstört er nicht nur kirchliche Gemeinschaft, sondern er zerstört das Vertrauen des Kindes und seinen Glauben an den gütigen und barmherzigen Gott. Damit missbraucht er die ihm anvertraute Vollmacht und pervertiert seinen Heilsauftrag ins Gegenteil. Viele von Priestern missbrauchte haben sich von Christentum, Glaube und Kirche abgewandt. Diese Priester verkünden nicht Glauben, sondern bewirken Unglauben, und sie zerstören damit die Kirche.

Die religiöse Perversion ist so gravierend, dass die Gesellschaft auf den Missbrauch durch Priester extrem gereizt reagiert: Man beobachtet die Priester genau, und viele Menschen zeigen nun in einer Art Generalverdacht auf sie alle. Auffällig ist, dass eine dem Christentum vielfach entfremdete Gesellschaft dennoch die unausgesprochene Erwartung hegt, dass Priester heiliger als andere Männer leben müssten, und wenn sie dem zuwiderhandeln, sind die Menschen besonders – und zu Recht – skandalisiert.

Theologisch strittig ist, ob nur einzelne Mitglieder der Kirche Sünder sind oder ob die Kirche selbst Sünderin ist. Wer Ersteres vertritt, will die unzerstörbare Heiligkeit der Kirche hochhalten. Im 19. Jahrhundert bezeichnete man die Kirche als *societas perfecta* (vollkommene Gesellschaft), eine Aussage, die bis heute vielfach nachwirkt. Kann es sein, dass das

Wegsehen und das Vertuschen des Missbrauchs damit zusammenhängen, dass man dieses Bild der Kirche und damit ihre Heiligkeit retten wollte? Was doktrinär nicht möglich ist, wird schon nicht sein!

Jedoch zeigt – spätestens – der Missbrauch, dass auch im „System“ oder in den „Strukturen“ Mängel vorhanden sind, die sündhaftes Verhalten ermöglichen oder gar begünstigen. Mit Rückgriff auf Kirchenväter haben Theologen wie Hans Urs von Balthasar und Karl Rahner schon vor Jahrzehnten gesagt, dass auch die Kirche Sünderin ist, nicht im Sinn der früher diskutierten Kollektivschuld, sondern im Sinn einer sozialen oder strukturellen Sünde: Weil alle Gläubigen sündigen, ist auch die Sozialgestalt ihres Glaubens sündig. Durch die Sünde in der Kirche wird auch diese selbst verunstaltet und ihr Glaubenszeugnis verdunkelt.

Müsste die Kirche nicht nach dem Aufdecken des Missbrauchs manche ihrer „Strukturen“ auf den Prüfstand stellen und gegebenenfalls reformieren? Ich denke an die Auswahl und die Ausbildung der Priester. Oder an die Lebensweise der Priester, die eben doch bisweilen Männer anzieht, die mit ihrer Sexualität nicht zu recht kommen und mit der Wahl dieser Lebensform meinen, ihres Problems ledig und dennoch gesellschaftlich anerkannt zu sein. Oder an eine Haltung zur Sexualität, die leicht ein Doppelleben zwischen hohem Anspruch und gelebter Realität erzeugt und darüber zu Schuldgefühlen führt – für die es kaum Hilfe gibt. Oder an die Weise, wie Seelsorgerinnen und Seelsorger in ihrer Arbeit begleitet und kontrolliert werden. Oder an pädagogische Strukturen, die ein vertrauensvolles Reden über Missbrauch ermöglichen. Oder an ein theologisch überhöhtes Priesterbild, das implizit meint, mit der Weihegnade seien Mängel der Psyche automatisch überwunden. Indem Bischöfe und Orden „Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger“ erlassen haben, ist ein erster und wichtiger Schritt getan, aber noch lange nicht alle Arbeit erledigt.

Als 1998 der Missbrauch an der Odenwaldschule in einer großen deutschen Tageszeitung öffentlich gemacht wurde, griff diese Meldung kein anderes Massenmedium auf: Die Öffentlichkeit interessierte sich nicht dafür, sie wollte das Grauen weder hören noch wissen; das Tabu war bequemer. Als 2010 der Missbrauch in der Kirche öffentlich wurde, stürzten sich die Medien und die Öffentlichkeit auf diese Berichte und machten sie über Monate hin zum Skandal. Warum dieser Unterschied? Manche Verteidiger der Kirche meinen, hier werde die Kirche wieder einmal für allgemeine gesellschaftliche Missstände zum Sündenbock gemacht. Entsprechend schelten diese Kirchenverteidiger die Medien und die säkulare Öffentlichkeit. Allerdings zeigen sie nun selbst mit dem Finger auf andere – wozu nun gerade Kirchenvertreter keinerlei Berechtigung haben, im Gegenteil: In der Kirche wurde ja gestündigt, für ihre Sünde wird sie an den Pranger gestellt, und wenn es außerhalb ihrer ebenfalls Sünde gibt, rechtfertigt das weder ihre Sünde noch ihr Fingerzeigen. Die Kirche sitzt also mit einigem Recht auf der Anklagebank. Könnte es nicht sogar ihr Auftrag sein, Sündenbock für die Sünde auch anderer zu sein?

Bei zwei Treffen des „Eckigen Tisches“ saß ich mit einigen weiteren Jesuiten einer großen Gruppe von Missbrauchsoffern gegenüber. Wir Jesuiten waren etwa gleich alt wie viele der Opfer; der



Grelle Erinnerung: In der Graphic Novel „Warum ich Pater Pierre getötet habe“ verarbeitet Autor Olivier Ka eigene Erlebnisse.



Im Herbst besucht Papst Benedikt XVI. Deutschland. Auf welche Gläubigen und auf welche Kirche trifft er im Jahr nach dem Missbrauchsskandal? Die Frage „Was ist katholisch?“ begleitet Christ & Welt durchs Jahr 2011.

Missbrauch, um den es ging, war vor Jahrzehnten geschehen, und wir Jesuiten hatten – bis auf einen, der damals in Verantwortung war – persönlich nichts mit dem Missbrauch zu tun. Als Repräsentanten der Institution war es in stundenlangen Sitzungen unsere Aufgabe, den Zorn und die Forderungen der Opfer auszuhalten. Waren wir, persönlich unschuldig, nun – natürlich nur anfänglich – so etwas wie „Sündenbock“?

### Schuld und Sühne

Im biblischen Buch Leviticus (Lev 16) wird ein archaisches Ritual des Volkes Israel geschildert: Einem Ziegenbock lädt der Hohepriester, indem er ihm die Hände auflegt und dabei die Sünden des Volkes bekennt, diese symbolisch auf, dann wird der Bock in die Wüste gejagt und muss dort elendig verdursten – zur Sühne der Sünden des Volkes. „Sühne“ bedeutet nicht, dass der Zorn eines rachsüchtigen alten Patriarchen durch ein möglichst blutiges „Opfer“ besänftigt werden müsste, sondern dass die Folgen menschlicher Schuld in irgendeiner Weise von Menschen durchlitten und ausgelitten werden und somit die Schuld abgetragen wird; nicht Gott fordert Sühne, sondern die



Stefan Kiechle SJ, geboren 1960, ist promovierter Theologe. Seit dem 1. September 2010 ist er Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten mit Sitz in München.

Menschen löffeln schmerzhaft aus, was sie sich eingebracht haben. Bei einer leiblichen oder materiellen, für das Opfer schmerzhaften Untat geht dieses Ausgleich nicht ohne ein leibliches oder materielles, ebenfalls schmerzhaftes Zeichen.

Allerdings kann schwere Schuld vom Täter wohl nie vollständig gestühnt werden, er kann höchstens ein Symbol setzen. Und sehr oft wird Schuld nicht vom Täter selbst gestühnt, weil er sich weigert oder krank ist oder verstorben; dann muss ein anderer stellvertretend die Sühne übernehmen. Dieser andere ist für Christen zunächst und fundamental der gekreuzigte Christus, der durch Leiden die Schuld der Welt weggetragen hat; sekundär und ergänzend der einzelne Christ und die christliche Gemeinschaft, also die Kirche, der „Leib Christi“; diese „ergänzen in ihrem Leib, was an den Leiden Christi noch fehlt“ (Kol 1,24). Insofern ist – im alttestamentlichen Bild gelehrt – der erste Sündenbock Christus, der zweite die Kirche oder ihre Repräsentanten oder jeder Christ, der für einen anderen, Schuld tragend, einspringt. Diese Theologie ist Urbestand der Kirche. Sie wird täglich in der Eucharistie ritualisiert und gefeiert.

Auch Missbrauch muss gestühnt werden. Eine Bitte um Entschuldigung ist unbedingt sinnvoll, aber es braucht darüber hinaus leibliche, „materielle“ Zeichen, und sei es eine armselige Geldzahlung, die den Zahler wirklich etwas kostet und dem Empfänger symbolisch etwas gibt, wobei der Empfänger ganz frei ist, das Zeichen anzunehmen oder abzulehnen. Seelisches Leid kann man nie abbezahlen, auch nicht mit großen Geldsummen; daher wird jede Zahlung ein Symbol bleiben – wie jede menschliche Sühne ein schmerzliches armes, aber doch seliges Symbol sein wird, denn die wirkliche Sühne leistet ein anderer.

In der Kirche wurde mancherorts nicht verstanden, was diese Art von Sühne bedeutet und warum sie notwendig

ist. Doch die Kirche würde ihr Innerstes aufgeben, wenn sie sich um dieses Zornen drückt. Sühne will nicht zuerst heilen – was eine Therapie oder Kur versucht –, sondern sie will einen Beitrag zur Versöhnung leisten, also am Fundament für das Heilen mitwirken. Schuld muss entschuldigt werden, wodurch Hassgefühle sich vermindern; durch diesen Prozess hindurch können Heil und Frieden wachsen. Zahlungen sind ein kleiner, unverzichtbarer Schritt dazu. Bedauerlich ist, dass Gesellschaft und Kirche so lange brauchen, sich auf konkrete Schritte zu einigen.

Mancher reuige Täter will seine Tat selbst sühnen, indem er etwa sich selbst bestraft oder viel und erfolgreich arbeitet. Aber Sühne kann man nicht verdienen, und sie geht nicht ohne einen konkreten Bezug zum Opfer: Dieser ist oft nicht herstellbar, oder dem Opfer ist die Konfrontation mit dem Täter nicht zumutbar. Daher muss doch ein Vertreter einspringen – zumal wenn dieser wie etwa die Kirche selbst mitschuldig geworden ist.

Mancher Täter, dessen Tat öffentlich wurde und der dafür vom Dienst suspendiert und sozial geächtet wurde, fühlt sich selbst als Verfolgter und damit als Opfer, und er leidet und klagt darüber. Auf diesem Weg wird er jedoch nie zum Frieden finden, denn der Täter muss als Täter zu Versöhnung und Vergebung gelangen, und diese wird nur geschenkt. Auch die Kirche ist in dieser Situation nicht Opfer von Verfolgung, sondern sie steht auf der Täterseite und braucht Vergebung und Umkehr.

Wie geht es weiter? Im Jesuitenorden sprachen einige im Zusammenhang mit der Aufdeckung der Missbrauchsfälle von einer „kopernikanischen Wende“ in Orden und Kirche, was wohl bedeutet, dass sich ihr Selbst- und Weltbild und ihr Platz in der Gesellschaft in einigen fundamentalen Punkten ändern. Maßstab für diese Blickwende ist das Evangelium.

FORTSETZUNG AUF SEITE 4



## FORTSETZUNG VON SEITE 3

Eine Kirche, die jahrhundertlang zu sehr auf das Thema Sünde fixiert war, nimmt bei Kindesmissbrauch zunächst nur den sündig gewordenen Täter wahr und reagiert entsprechend mit Strafe, aber dann auch mit Sorge um das geistliche Wohl des Täters und um die Institution des Täters. Hier beginnt die kopernikanische Wende zum Opfer: Vorrang muss haben, mit dem klaren Blick des Evangeliums, die Leiden der Opfer zu sehen und von den Opfern her auf sich selbst zu blicken. Kirche muss für die Opfer versöhnend, helfend, heilend eintreten. Der Umgang mit den Tätern hat sich dieser ersten Maxime unterzuordnen, etwa indem diese so behandelt werden, dass weitere mögliche Opfer so weit irgend möglich geschützt werden. Die Kirche kommt hier gerade erst in dieser Perspektivenwende an, indem sie von den Opfern lernt, dass sexuelle Übergriffe für die Opfer erheblich gravierender sind, als sie es gesehen hat, und dass man für sexuelle Erfahrungen eine Sprache entwickeln und über sie zu reden lernen muss – damit Heimlichkeitsburgen und Schweigekartelle gar nicht erst entstehen oder damit sie, wo es sie gibt, geschleift werden.

## Schluss mit der Doppelmoral

Dass Kirche sündig ist, muss sie, gegen allen Triumphalismus und gegen alle Besserwisserei, tiefer verinnerlichen. Wie zu jeder Biografie gehören auch zu ihrer Brüche. Durch das Bekanntwerden des Missbrauchs in ihrem Selbstbewusstsein und in ihrer Eitelkeit gedemütigt, wird sie hoffentlich demütiger, geerdeter, lebt näher am Menschen, besonders an den Armen und Leidenden. Die Kirche ist nicht grundsätzlich besser als die Welt. Besser als die Welt ist das, was das Evangelium „Reich Gottes“ nennt, und dieses verkörpert sich teilweise in der Kirche, teilweise aber auch in der Welt.

Die Kirche der Zukunft wird weniger Institution sein, mit jener Eigendynamik der Selbstgewissheit und des Selbsterhalts, dafür mehr ein Ort, an dem Liebe gelebt wird, und das heißt Barmherzigkeit, Vergebung, Heil, Gerechtigkeit. Jede Doppelmoral ist für das Zeugnis schädlich, besonders im so sensiblen Bereich der Sexualität, die zu großem Glück wie zu tiefem Leid führen kann. Wenn die Kirche gefehlt hat, sollte sie sich zwar nicht dämonisieren lassen, ihre Sündenbockfunktion jedoch annehmen und schmerzhaft durchstehen – es könnte ein Dienst auch für die Gesellschaft sein.

Wenn der mancherorts neu aufkommende Klerikalismus darin besteht, dass Priester als höher, heiliger, mehr in der Wahrheit verwurzelt und daher zu Recht mit Vollmachten und Privilegien ausgestattet angesehen werden, wenn dies dazu führt, dass man sie „natürlichen“ Problemen entoben glaubt und gar eine andere Moral für sie in Anspruch nimmt – Vergehen werden geringer bestraft, Doppelmoral eher toleriert –, wenn das bisweilen Männerbündische des Klerus zur Abschottung von der „Welt“, zur Ästhetisierung realer Lebensprobleme und zur Abwertung und Verachtung Andersdenkender führt – dann ist dies alles von Übel.

Die kopernikanische Wende hat erst begonnen: Vielleicht führt das Bekanntwerden des Missbrauchs nun zu einer tatsächlichen Reinigung der Kirche, zur Anerkennung ihrer Sünden – statt zum Fingerzeig auf andere –, zu größerer Ehrlichkeit und Transparenz, zum wirklichen Dienen der Diener Gottes, zu einem fundamentalen Einssein aller Christen in Christus, zu einer echten Wertschätzung jener Kleinen, deren Verführer nach dem Wort Jesu besser mit einem Mühlstein um den Hals im tiefen Meer versenkt werden sollen (vgl. Mt 18,6).

Kinder brauchen Nähe, Geborgenheit, emotionale, auch körperliche Zuwendung. Der ideale Ort für Kinder ist die Familie. Durch die Nähe und Enge, die Unausweichlichkeit der Beziehungen und die Abgeschlossenheit kann genau dieser Ort „kippen“ und zum Ort des Bösen werden, an dem Kinder für Zwecke gebraucht und missbraucht werden. Gegengift ist immer nur Liebe, Aufmerksamkeit, Kommunikation, Transparenz, Offenheit, Courage, Machtkontrolle. Das gilt für leibliche ebenso wie für geistliche Familien. In Ordensgemeinschaften und in anderen kirchlichen Gruppen geschah Missbrauch meist dort, wo das Zusammenleben zu familiär im Sinn von eng und in sich geschlossen war.

Hier muss die Kirche demütig lernen, dass in jeder Gemeinschaft freundschaftlich und transparent und umfassend kommuniziert werden muss, dass Erziehung Struktur und Professionalität und Kontrolle braucht, dass Nähe sich mit Distanz ausbalancieren muss, dass man besonders auf die Schwachen hören und sie ernst nehmen muss, dass persönliche Probleme von Erziehenden wie Einsamkeit, emotionale Bedürftigkeit oder psychische Störungen benannt werden müssen und der aktiven Sorge bedürfen. Entscheidend bei all dem ist: dass es nicht nur gesagt, sondern getan wird!

# Worte sind zu wenig

**OPFER** Entschuldigungen von Würdenträgern gibt es reichlich, doch Verantwortung übernimmt niemand. Nicht nur Einzelne haben versagt, sondern die Institution, kritisiert der Sprecher der missbrauchten Jesuitenschüler

Von Matthias Katsch

Im Laufe des Jahres 1991 bat ein deutscher Jesuitenpater, der zu dieser Zeit in Chile arbeitete, den Heiligen Vater darum, wieder in den Stand der Laien versetzt zu werden. Dazu formuliert er seinen ausführlichen Lebenslauf und erläuterte in einem persönlich an den Papst adressierten Schreiben, weshalb er nicht mehr Priester sein könne. Detailliert beschrieb er, wie er sich seit seiner frühesten Jugend und dann während seiner Zeit als Ordensmann „in etlichen hundert Fällen“ an ihm anvertrauten Kindern in sadistischer Absicht vergangen hatte. Den Vorwand lieferte der pädagogische Kontext als Lehrer und Erzieher. Den Zugang zu seinen Opfern fand er erleichtert durch seine Autorität als Ordensmann und Priester.

Der damalige Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten leitete diese Dokumente an die zuständigen Instanzen im Vatikan weiter. Mitte 2010 erklärte er zu seinem damaligen Verhalten: „Erst in der von ihm selbst geschriebenen Begründung für sein Laisierungsgesuch wurde mir klar, um welche Probleme es sich bei ihm handelte. Da ich jedoch als Provinzial an die strenge Geheimhaltungspflicht gebunden war, sah ich keine Möglichkeit, mich von mir aus an mögliche Opfer zu wenden. Heute wird diese Geheimhaltungspflicht anders beurteilt.“

Entgegen der üblichen Verfahrensweise verblieb eine Kopie des Laisierungsgesuchs in den Akten der Provinz in München, wo sie im Frühjahr des Jahres 2010 von der „Missbrauchsbeauftragten“ der Provinz, der Berliner Rechtsanwältin Ursula Raue, sowie von der mit einem Zweitgutachten betrauten einstige Bundesministerin Andrea Fischer eingesehen werden konnte.

In ihren Berichten kommen die beiden Ermittlerinnen zu der Feststellung, dass in diesem wie in zahlreichen weiteren untersuchten Fällen zu keinem Zeitpunkt eine Sorge für die Opfer in den Akten zu erkennen ist. Bei Ursula

Raue heißt es: „Die verfügbaren Zeugnisse belegen, wie vordringlich die Fürsorge für die Mitbrüder und der Schutz des Rufes der Einrichtung und des Ordens waren.“ Und weiter: „Der Eindruck drängt sich auf, dass sich die kirchliche Einrichtung mit ihren eigenen, spirituellen Erziehungs- und Bildungsidealen im quasi geschlossenen Raum glaubte genügen zu können.“

Fischer stellt knapp fest: „Der Jesuitenorden hat in den hier diskutierten Fällen sexuellen Missbrauchs als pädagogische Institution und als moralische Autorität versagt.“

Der ehemalige Provinzial schreibt in seiner Erklärung: „So kann ich sagen, dass ich auch hier die Opfer zu wenig im Blick hatte. Aus heutiger Sicht hätte ich damals unmittelbar nach Kenntnis der Darlegungen von Pater S. versuchen müssen, die Namen der Opfer

## Der ständige Verweis der katholischen Würdenträger auf Missbrauch in Familie, Sportverein oder sonstigen Institutionen lenkt vom Wesentlichen ab.

zu erhalten und mich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Dass ich dies nicht getan habe, bedaure ich sehr und bitte heute die Betroffenen um Verzeihung.“

So blieb es den Opfern vorbehalten, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Als einige mutige Betroffene in Berlin zu sprechen begannen, setzten sie damit eine Welle von Offenbarungen über Fälle von sexueller Gewalt in Gang. Der Rektor des Kollegs schrieb einen Brief an die ehemaligen Schüler, die Presse berichtete, immer neue Einrichtungen mit immer neuen Opfermeldungen beherrschten wochenlang die Schlagzeilen. Jahrzehnte nach der Tat und nachdem die Verantwortlichen auf eine Aufdeckung verzichtet hatten, muss sich die Kirche nun mit Hunderten, wahrscheinlich Tausenden Opfern von sexueller Gewalt in ihren Einrichtungen befassen.

Schlagartig wurde in der deutschen Öffentlichkeit, aber auch in der Fachwelt deutlich, dass man Jungen als Missbrauchsoffer in dieser Dimension und in diesem Kontext so bisher nicht wahrgenommen hatte. Diese Jungen waren Opfer zweier Verbrechen geworden, die nacheinander verübt wurden: der sexuellen Gewalt, die ihnen von Priestern angetan wurde, und der Verheimlichung und Vertuschung durch die Institutionen. Pater S. etwa wurde von Berlin nach Hamburg, von dort in den Schwarzwald, weiter nach Mexiko und Chile versetzt, ohne dass seinem Treiben ein Ende gemacht wurde. Schließlich verließ er Priestertum und Orden und konnte für eine kirchliche Organisation 20 Jahre unbehelligt durch Lateinamerika reisen.

## Konsequenter Täterschutz

Rätselhaft mag das jahrzehntelange Schweigen der männlichen Opfer katholischer Priester erscheinen. Dieses Schweigen wird verständlicher, wenn man sich die Perspektive der kindlichen Opfer vergegenwärtigt, die „im Namen des Herrn“ missbraucht wurden: Aus ihrer Sicht standen die Jungen danach einer hermetischen, übermächtig erscheinenden Organisation mit autoritärem Duktus gegenüber, die alles in ihrer Macht Stehende tat, um zu verhindern, dass bekannt wurde, was geschehen war. Selbst wenn die Opfer versuchten zu sprechen, wie 1981 in einem Brief von Jugendlichen an Ordensleitung und Erzbischof in Berlin, blieben sie ungehört.

Keine andere Organisation oder Institution hätte jemals ein derart konsequentes „Täterschutzprogramm“ praktizieren können, wie es die katholische Kirche auch in Deutschland über Jahrzehnte bis 2010 getan hat: Die Täter (Priester) wurden geschützt. Die missbrauchten Kinder vergessen. Die Täterakten wurden nach Rom geschickt, wo sie bis heute vertraulich von den vatikanischen Archiven aufbewahrt werden. Dort liegen sie zusammen mit Fällen aus aller Welt.

Diese Vertuschung möchte die katholische Kirche allerdings nur ungerne thematisiert sehen. Ihre Vertreter sprechen auch heute noch von Einzelfällen und möchten jetzt sehr gern sehr viel für die Prävention, also die Zukunft

tun. Zurückschauen möchten sie nicht. Und wie die katholische Kirche auf die Forderungen der Missbrauchsoffer, die sich bei ihr melden, eingehen will, hat die Deutsche Bischofskonferenz als oberste nationale Leitung der katholischen Kirche bis heute – ein Jahr nach Bekanntwerden der Missbrauchsfälle – nicht einmal ansatzweise erklärt.

Während es rasch Entschuldigungen von kirchlichen Würdenträgern gab, fehlt bis heute in diesen Erklärungen ein Wort: Verantwortung. Wer übernimmt die Verantwortung für das Versagen der Täter, sodass die Opfer im Dunkeln gelassen wurden? Wer übernimmt Verantwortung dafür, dass viele Opfer durch rechtzeitiges Handeln hätten vermieden werden können? Wer übernimmt die Verantwortung für die beschädigten Leben, die auch nach der Enthüllung mit den Beschädigten weiterleben werden müssen? Schuld haben die Täter, doch wie sieht es mit der Institution aus?

Der Katechismus der katholischen Kirche beschreibt den Zusammenhang zwischen Schuld und Genugtuung. Früher bezeichnete man diese als „Bußwerke“. Genugtuung stellt den Versuch dar, die Sündenfolgen zu beseitigen. Die Opfer erwarten mit Recht eine Genugtuung für das Versagen einer Institution, die sie nicht beschützt hat, als es darauf ankam – und die anschließend alles dafür getan hat, damit ihnen jede weltliche Gerechtigkeit versagt bleibt.

Papst Johannes Paul II. hat für das Versagen einer Institution oder Gesellschaft den Begriff der „strukturellen Sünde“ eingeführt – gemünzt allerdings auf die Schreckenregime Lateinamerikas und die Auswüchse eines Raubtierkapitalismus. Eine Anwendung dieser Sicht auf ihr eigenes Versagen verweigern die Verantwortlichen in der Kirche bisher. Wer denkt da nicht sogleich an das Bild vom Balken und dem Splitter im Auge?

Stattdessen versteckt sich die Kirche an Runden Tischen zwischen Vertretern von Sportverbänden und Organisationen aller Art und betont die zahlenmäßige Überlegenheit des Missbrauchs im familiären Kontext. Belastbare Zahlen zu dieser Behauptung liegen jedoch noch gar nicht vor.

Entgegen der allgemeinen Vermutung gibt es keine Instanz, die eine systematische Übersicht zu den Meldungen des vergangenen Jahres erstellt oder dies plant: Die bundesweit ohne jede Koordination und fachlichen Austausch parallel arbeitenden telefonischen „Hotlines“ von Kirche und Staat (also vom Sonderbeauftragten der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Ackermann, beziehungsweise der Unabhängigen Beauftragten für sexuellen Kindesmissbrauch der Bundesregierung, Christine Bergmann) arbeiten „streng anonym“. Hier kann und darf man keine Namen nennen. Niemand interessiert sich hier für die konkrete Aufarbeitung der Meldungen. Es wird ausschließlich anonym „seelsorglich betreut“ oder weitervermittelt (Kirche), oder es kann eine „Botschaft an die Politik“ hinterlassen werden (Staat). Eine konkrete Bearbeitung der Missbrauchsvorfälle findet nicht statt.

Der ständige Verweis der katholischen Würdenträger auf Missbrauch in Familie, Sportverein oder sonstigen Institutionen lenkt von einem ganz wesentlichen und empörenden Sachverhalt ab: Missbrauchstäter im familiären Umfeld oder im Sportverein haben nämlich – anders als Priester – keine Organisation hinter sich, die sie bei drohendem Bekanntwerden der Taten



**Matthias Katsch**, Jahrgang 1963, war Schüler der Berliner Jesuitenschule Canisius-Kolleg und gehört zu den Missbrauchsoffern der Siebzigerjahre. Er veranlasste mit zwei anderen Betroffenen den Rektor der Schule im Januar 2010 zur Bekanntmachung der Missbrauchsfälle. Katsch hat die Gruppe „Eckiger Tisch“ gegründet ([www.eckiger-tisch.de](http://www.eckiger-tisch.de)), die sich seit Februar 2010 für die Interessen der Opfer von sexuellem Missbrauch an Jesuitenschulen engagiert. Er arbeitet als Managementtrainer und Dozent.

schützt, sich hinter sie stellt und sie an andere Orte versetzt, wo sie wiederum Missbrauchstaten begehen können. Es ist von keiner anderen Institution bekannt, dass sie ihre Mitglieder vorbehaltlos auch in den gravierendsten Fällen von Verbrechen („Ich habe in etlichen hundert Fällen Kinder und Jugendliche missbraucht“) lebenslang deckt, schützt und in ihren Reihen versteckt. Heute wissen wir, dass die katholische Kirche in den Reihen ihrer Priesterschaft sogar psychisch kranke Serientäter über Jahrzehnte gewähren ließ und die Straftaten bis zum heutigen Tage „streng vertraulich“ behandelt.

Normalerweise sind die Opfer einer Straftat nicht gezwungen, diese auch noch selbst aufzuklären. Im Fall der Missbrauchsoffer der Kirche hat es den Eindruck, als müssten sie sich auch noch selbst die notwendige Hilfe und Unterstützung organisieren, die sie zum Weiterleben brauchen. Bis heute, zwölf Monate nach der Aufdeckung, hat die Institution Kirche ihre erschrockene Sprachlosigkeit noch nicht überwunden, um die Opfer zu fragen: Was braucht ihr? Was hilft euch? Was möchtet ihr? Nachdem sie sich als Erwachsene ihren Lebensverletzungen gestellt haben, müssen sich viele Betroffene weiterhin mit „Bordmitteln“ selbst aus dem Sumpf ziehen. Hilfe bei der Bewältigung wird nur in unsystematischer Art und Weise für Therapien und „auf Antrag“ gewährt. Jeder Orden, jedes Bistum handelt nach eigenem Gutdünken. Ein gemeinsames Vorgehen ist nicht zu erkennen. Die Opfer werden gezwungen, sich ausgerechnet an die Institution zu wenden, die ihre Beschädigungen verursacht hat.

## Geld und Genugtuung

Die Opfer von sexueller Gewalt in kirchlichen Einrichtungen brauchen eine unabhängige Anlaufstelle, die als Clearingstelle fungiert und an die sie sich zur Unterstützung wenden können, wenn sie etwa Hilfe und Unterstützung brauchen bei der Aufklärung und Aufarbeitung „ihres Falles“ oder um geeignete Therapieangebote zu finden. Die bisherigen isoliert arbeitenden „Missbrauchsbeauftragten“ sind dazu häufig fachlich nicht in der Lage und vor allem nicht in der geeigneten Position, um bei Betroffenen Vertrauen zu erwecken.

In der Frage der Entschädigung der Missbrauchsoffer kann sich die Institution Kirche in Deutschland zu nichts durchringen. Es blieb bisher vor allem bei wiederholten Beteuerungen, dass Geld die zugefügten Schäden nicht beseitigen könne. Das aber wollen die Betroffenen von einer Institution, die endlich mit Taten zu ihrer Verantwortung stehen soll, nicht länger hören.

Über die Höhe der geforderten Entschädigung haben viele Betroffene klare Vorstellungen: Es soll sich um einen Betrag handeln, mit dem die Betroffenen für sich etwas Sinnvolles bewirken können. Da sie wissen, dass sie sich mit Geld weder ihr bisheriges beschädigtes Leben wiederholen können noch die zugefügten chronischen Schäden loswerden, sollten sie die Möglichkeit haben, sich auf Grundlage der finanziellen Entschädigung in kompensatorischer Weise eine andere Hilfe für ihr restliches Leben zu ermöglichen. Einig sind sich viele Betroffene darin, dass diese finanzielle Genugtuung nicht in der Zahlung eines Monatsgehalts bestehen kann.

Der mutigen Initiative der (männlichen) Betroffenen von Missbrauch durch katholische Priester ist es zu verdanken, dass wir jetzt diese Debatte führen können. Diese Männer haben sich klar und deutlich zu Wort gemeldet und über die Lebensschäden berichtet, die ihnen zugefügt wurden. Es bestehen keine Zweifel daran, dass diese Missbrauchstaten stattgefunden haben. Viele Täter sind bereits bekannt. Einige haben ihre Taten bereits eingestanden.

Das alles sind ideale Voraussetzungen dafür, das Anliegen dieser Männer jenseits der Lebensmitte endlich zügig zu bearbeiten und ihnen eine angemessene Entschädigung zu gewähren, damit sie endlich zur Ruhe kommen und versuchen können, ihren Frieden damit zu finden, was ihnen angetan wurde. Doch darauf warten sie auch noch ein Jahr, nachdem sie den Mut gefunden haben zu sprechen, vergeblich.

„Sprechen hilft“, so lautete das Motto der Aufklärungskampagne der Bundesregierung. Das stimmt. Aber Worte allein helfen nicht.



ABBILDUNGEN: „WARUM ICH PATER PIERRE GETÖTET HABE“ VON OLIVIER KA, ILLUSTRIERT VON ALFRED/CARLSEN VERLAG GMBH; FOTO: MICHAEL SOHN/IDDP